

Das grosse Ziel: Jugendliche sollen digitale Informationen verstehen und verarbeiten

In Wirklichkeit wissen sie nicht, was sie virtuell tun

Was ihre technischen Fähigkeiten punkto Handy und Internet anbelangt, sind die meisten heutigen Jugendlichen top. Was sie mit den Informationsfluten anfangen, wie sie alles verarbeiten können – das wissen viele nicht, sagt Professorin Divina Frau-Meigs. Sie fordert medientaugliche Schulen.

Von Claudia Weiss

Die Worte der Pariser Professorin sind deutlich: «Der Ausdruck Digital Natives ist ein nicht mehr zeitgemässer Mythos – in Wirklichkeit sind die Jugendlichen heute genauso Digital Natives wie Natives.» Das überrascht im ersten Moment. Aber Divina Frau-Meig, Mediensoziologin an der Pariser Universität Nouvelle Sorbonne, erklärte in ihrem Einführungsreferat am diesjährigen Jugend- und Medienforum, wie sie das meint: Die Jungen von Heute, aufgewachsen mit dem Smartphone in der Hand und dem iPad unter dem Kopfkissen, wüssten sehr wohl, wie sie technisch mit ihren Geräten umgehen müssen. Was sie aber mit all den vielen Informationen anfangen sollen, sei eine total andere Sache. «Um auch inhaltlich mit den neuen Medien umgehen zu können, ist deshalb dringend Medien- und Informationskompetenz gefragt», betonte Professorin Frau-Meigs. Darin, sagt sie, seien viele Eltern deutlich weiter als ihre Kinder. Viele schaffen es vielleicht nur der Spur nach, durch das Netz zu kurven oder die Geräte technisch zu bedienen. Dafür können sie – und das sei letztlich weit wichtiger – ihren Kindern beibringen, welche Informationen wichtig und sinnvoll sind. «Hier können sie eine wichtige Rolle spielen, denn punkto Internet geht es auch um Prävention und Schutz der Jugendlichen.»

Die richtigen Knöpfe drücken ist das eine. Aber Junge müssten wissen, wohin mit all den Informationen.

In Frankreich untersucht ein Forschungsprojekt namens «Translit» seit zwei Jahren die Praktiken von 15- bis 17-jährigen Jugendlichen, das ihre Medien-, Informations- und digitalen Kompetenzen beobachtet. Das Projekt dauert noch bis 2016, aber schon jetzt zeigt sich deutlich: Um echte Kompetenz zu erlangen, brauchen Junge eine gute Portion «Digitale Literalität», um in der Datenflut nicht unterzugehen. Diese beinhaltet auf der einen Seite die Fähigkeit zu lesen, zu schreiben und auf alle möglichen Arten zu kommunizieren. «Und zwar mit sämtlichen Mitteln von Text bis Bild, von Youtube bis Facebook, aber auch von Buch bis Wikipedia.» Auf der anderen Seite geht es darum, all diese Informationen zu suchen, zu testen und zu verändern. Diese Grundlage fügt sich als Ganzes zur «Translitteralität» zusammen, erklärt Divina Frau-Meigs: zur «medienübergreifenden Lesekompetenz», zur Fähigkeit, all diese vielfältigen Informationen zusammentragen und auswerten zu können. «Translitteralität wird heute noch stark unterschätzt», sagt sie.

Virtuell oder nicht: Junge lesen viel

In einem wichtigen Punkt beruhigt jedoch die Professorin besorgte Eltern und Lehrkräfte: «Chat, Whatsapp, Facebook und wie die Socialmedia-Plattformen alle heissen, und dazu noch zahlreiche gedruckte Medien – Jugendliche lesen und schreiben viel!» Die Befürchtung, Lesen und Schreiben gingen mit der Internetkultur verloren, sei also unbegründet. Nur: «Die Jungen sind nicht mehr allein damit, denn sie tauschen sich im Netz mit ihren Hunderten von Freunden aus. Diese Tatsache müssen wir unbedingt berücksichtigen.» 2015 müsse man deshalb «Translitteracy» ganz neu definieren: Mittlerweile seien Kommentar und Inhalt nicht mehr klar trennbar, sondern laufen immer mehr zusammen. «Daher müssen die Jungen nicht nur Medienkompetenz erlangen, sondern

>>



Die richtigen Computertasten kennen heute schon ganz Kleine. Wie sie aber Informationen auswerten und wie sie sich im Internet gut präsentieren Teenager noch nicht. Das müssen ihnen Eltern und Lehrpersonen unbedingt beibringen.

auch Informationskompetenz und organisatorische Kompetenzen.» Frau-Meigs zeigt das am Beispiel der digitalen Identität: «Sie hinterlässt Spuren, und deshalb muss sie unbedingt kontrolliert werden.» Und genau da sind die Erwachsenen gefragt: Sie müssen ihren Kindern ihr Wissen weitergeben, sie begleiten, ihnen zeigen, wie ihre virtuelle Identität wirkt. «Eltern müssen präsent sein und den Kindern zeigen, was aus ihnen wird im Internet», sagt sie. Solche Aufgaben, ja, der gesamte Wechsel zur Internetgesellschaft berge jedoch nicht nur Probleme, sondern auch grosse Chancen. Die grösste gegenwärtige Herausforderung: «Was in den Teenagerzimmern abläuft, sollte auch in den Schulalltag übertragen werden.»

«Kann eine vordigitale Schule noch leistungsfähig sein?»

Divina Frau-Meigs stellt ein grosse Frage: «Kann eine vordigitale Schule, die im 19. Jahrhundert erfunden wurde, im 21. Jahrhundert noch leistungsfähig sein?» Die Frage ist rhetorisch. «Eine Trennung von Online und Offline ist nicht mehr zeitgemäss», findet sie. In den Schulen müsse daher dringend eine Hybridisierung stattfinden, eine Kombination von Online und Offline. Beispielsweise könnten in der Schulbibliothek Dreiergruppen

zusammen arbeiten, die zugleich aber auch Online sind. Jeder könnte seine Geräte mitbringen und damit arbeiten. «Allerdings stellt sich die Frage, ob und in welcher Form die verschiedenen Plattformen mit einbezogen werden sollen», ergänzt die Professorin. «Wir müssen uns fragen, welche Kompetenzen wir in der Schule vermitteln können, damit aus Transliteracy nicht einfach Wildwuchs wird.» Für eine sinnvolle digitale Mediennutzung seien die Lehrer allerdings noch nicht ausgebildet. Und weil einige Lehrer bereits digitale Projekte bearbeiten und andere nicht, herrsche im Moment ein heterogenes Durcheinander.

Ein einfacher Schritt könnte jedoch bereits helfen: «Der Sachverstand der Jugendlichen und der Sachverstand der Lehrer stehen einander gegenüber – und beide merken voneinander gar nicht, welche Kompetenzen die anderen haben: Sie reden aneinander vorbei», sagt Frau-Meigs. «Die Rolle der Schule war bisher in sich geschlossen», fasst sie zusammen. «Heute muss sie das Nebeneinander und Durcheinander von Internet und Realität, von zwei Identitäten, akzeptieren und lernen, damit umzugehen.» Das wird im französischen Modell versucht, aber eine echte Transliteracy sei noch nicht erkennbar. Vom «Savoir faire» spricht sie, vom Anwenden können, aber auch vom «Savoir devenir», vom Wissen, wie man

«Eine Hybridisierung müsste stattfinden: Gruppenarbeit in der Bibliothek, aber zugleich online.»



tieren und zugleich schützen können – das wissen oft

Bild: HO

seine digitale Identität prägen und beeinflussen kann. «Medienerziehung», sagt sie, «ist die Säule für Veränderung. Eltern und Lehrpersonen müssen daher auf diesem Gebiet präsent sein.»

Weiterbildung von Lehrkräften ist dringend nötig

Damit der Wandel in die Digitalisierung effizient geschehen könne, fordert die Professorin eine zeitgemässe Aus- und Weiterbildung jener Lehrkräften, die in der vordigitalen Zeit ausgebildet wurden. «Sie sind Vermittler von neuen Kompetenzen, von denen sie selber nicht ganz sicher sind, wohin sie führen», sagt sie. Frau-Meigs redet immer schneller, echauffiert von der Menge an heutigem Unwissen, das vor ihrem geistigen Auge auftaucht. Dennoch schmunzelt sie kurz: «Das Schlimme daran ist: Die Jungen wissen nicht, was sie da wirklich tun – und ihre Eltern noch viel weniger.» Eine konkrete Lösung bietet Divina Frau-Meigs in ihrem Vortrag nicht an. Auch die französische Studie ist noch nicht ausgewertet, Lösungsansätze müssen noch erarbeitet werden. Aber die grosse Forderung der Professorin ist klar: «Unsere Aufgabe ist, Veränderung zu begleiten. Das bedeutet: klare Anweisungen, eine gute Begleitung der Lehrpersonen und kreative Projekte.» Nur so werden aus den «Digital Naives» möglichst bald «Digital Masters», die wirklich wissen, was sie in der virtuellen Welt tun und wie sie ihre digitale Identität steuern können. ●